



TITEL: Fischerliga (Liga ribara)

Kurzgeschichtensammlung

AUTORIN: Marija Andrijašević

SEITEN: 128

ERSCHEINUNGSDATUM: 2024, OceanMore

RECHTE: Autorin

KONTAKT: 4ndrijasevic@gmail.com

Die Sammlung ***Liga ribara*** ['Fischerliga'] enthält zehn Geschichten, deren Helden und Heldinnen verstreut sind über die Halbinsel von Split und die Insel eines kleinen – Split dialektal zugeordneten – imaginären Archipels. Sie führen ein Leben, wie es Fischern vom Festland eigen ist, werfen Haken und Langleinen aus und haben sehr gute Angelruten, doch wenn sie den Köder auswerfen wissen sie, dass nicht unbedingt nur schöne Dinge anbeißen werden. Gefangen wird nämlich das Leben in seiner ganzen Fülle, denn ihr Anglersteg ist im Festland verankert, und der Fang ist abhängig davon, was so alles bei Vollmond in die Bucht schwimmt.

Es sind Helden und Heldinnen, die Kipling besser übersetzen als Ivo Andrić, ohne die Absicht, damit Geld zu verdienen; Mädchen, die fotografieren, um ihre *teen angst* zu überleben; Bibliothekarinnen, die besser schreiben als viele Schriftsteller; Singer-Songwriterinnen, die ihre größten Hits im Strandgras komponieren; Liebhaberinnen, die sich in einem Resort offenbaren; Jungen, die uns immer noch überraschen und enttäuschen können.

Liga ribara vereint alles, weshalb wir Marija Andrijašević lesen: komplexe Charaktere, eine geschmeidige und üppige Sprache, überzeugende Dialoge und Geschichten, die einen mit ihrem diskreten Humor sehr bald an der Angel haben.

Marija Andrijašević (Split, *1984) schloss 2001 die dreijährige Handelsschule in Split ab und absolvierte 2008 das Abiturjahr im Abendschulprogramm der Handelsschule in Zagreb. 2015 erwarb sie ihren Magisterabschluss in Vergleichender Literaturwissenschaft, Ethnologie und Kulturanthropologie an der Philosophischen Fakultät in Zagreb.

Ihr Debüt gab sie mit dem Gedichtband *davide, svašta su mi radili* ['david, sie haben mir allerhand angetan'], der 2007 mit dem Goran-Preis für junge Dichter*innen ausgezeichnet wurde.

Ausgewählte Gedichte aus diesem Buch wurden in mehrere kroatische Anthologien aufgenommen und in zahlreiche Fremdsprachen übersetzt.

Im Jahr 2021 veröffentlichte sie ihren ersten Roman, *Zemlja bez sutona* ['Land ohne Dämmerung'], der mit dem *tportal*-Preis für den Roman des Jahres sowie dem ersten regionalen Preis »Štefica Cvek« ausgezeichnet wurde. Ihren zweiten Gedichtband, *Temeljenje kuće* ['Grundsteinlegung des Hauses'], veröffentlichte sie 2023; dieser wurde 2025 mit dem Preis »Ivan Goran Kovačić« für das beste lyrische Werk ausgezeichnet.

Sie lebt und arbeitet in Zagreb.

Marija Andrijašević

GORANKA

Aus dem Kroatischen von Elvira Veselinović

Meine Mutter erzählte immer, ich sei mit drei Wehen draußen gewesen, im Gegensatz zu meinen viel älteren Geschwistern, die sie und sich selbst bei ihrer Geburt ziemlich gequält haben. Einmal geboxt, Beine in die Luft, eine Wehe, zwei, drei und schon war ich da. Sie erzählte, sie habe Angst vor der Schwangerschaft in ihren späten Vierzigern gehabt, ich hätte sie verarscht, wie die Menopause, wie eine Zyste am Eierstock, wie das Leben eben. Sie erzählte auch, ich sei das schönste Baby auf der Entbindungsstation gewesen, mit dicken Bäckchen, dichtem schwarzen Haar, glattem Bauch, wohlgeformten Armen und Beinen, sauber und (das betonte sie stets) mit schönen Fingern und langen Fingernägeln. Sie erzählte, sie habe bereits damals auf der Wöchnerinnenstation, während sie mich stillte und meine Händchen musterte, gewusst, dass ich nicht wie die anderen Kinder aus unserem Dorf sei, dass ich eine für das Schöne, Elegante sei und dass mein Leben angenehm verlaufen würde. Genau wie bei der Geburt, du wirst dich aus allem einfach so herausziehen (sie streicht dabei die Handflächen einmal lässig aneinander), aber deine Geschwister ... die werden jeden Pfennig dreimal verdienen müssen. Sie hat mir nie gesagt, und ich hab mich nie getraut, zu fragen, ob sie mich deshalb nicht verschonte, ob sie mich deshalb dem harten Leben häufiger und offener aussetzte als meine Geschwister und mich schließlich deshalb auch weniger liebte. Und dennoch, als sie eine meiner Geschichten las, die ich ihr grob ausgedruckt noch vor dem Erscheinen des Buches mitbrachte – sie las sie am Wohnzimmerfenster, wo sie genug Licht hatte – und sie fragte, wie sie sich fühle, nun, da sie all ihre Wehen in einer Geschichte zusammengefasst sehen könne, antwortete sie: »Schade, dass ich nicht mehr für dich tun konnte.«

*

»Ich bin wieder lieb, ich bin ab jetzt immer lieb!« ruft Ihre vierjährige Heldin, während deren Vater sich mit einem dicken Gürtel an ihr austobt, Sie beschreiben diesen Gürtel als »acht Finger dicken Riemen, Opas Erbe an Vater, neben dem bösartigen Charakter«. Es ist der Beginn der wichtigsten Geschichte in Ihrer ersten und mehrfach ausgezeichneten Kurzgeschichtensammlung *Fischerliga*.

Es scheint, als wäre es genau dieser flehende Ton gewesen, der auch den anderen Geschichten, die sich im Grunde alle mit Armut befassen, um dann in ein nahezu fantastisches Narrativ überzugehen, eine andere Lesart verlieh. Ich meine, der *durchschnittliche* Leser ist so dermaßen entsetzt, dass er sich fragt: Ist das wirklich wahr?«

Was denn, was soll wahr sein, denke ich, doch antworte ich nicht so auf die Frage. Wahr im Kontext wovon? Von Literatur? Genre? Autofiktion? Biographie? Fiktion? Leben? Vom Wunsch, die Unsterblichkeit zu erleben, das irdische Leben in Sätze zu gießen, da das jenseitige in Schreien verloren ist. »Ich werde lieb sein, ich werde wieder lieb sein!« Nicht nur, während mein Vater mich verprügelte, sondern auch, wenn mich meine Partner betrogen, belogen, hintergangen, ausnutzten in Form von Geld, Gefallen oder kostenloser Beratungsstelle, und ich konnte nicht, ich wollte über mich selbst nicht so denken, als wäre ich, wenn ich mich ihnen verweigerte, egoistisch, verdorben, selbstsüchtig, (selbst)bewusst, scharfzüngig, fest, streng und aus all diesen Gründen: schlecht?

»Ich bin wieder lieb, ich bin ab jetzt immer lieb!«, wie vielen Streitereien und heftigen Gesprächen bin ich mit diesem Versprechen begegnet, still, in mir selbst, brach ich etwas im Inneren mit einem acht Finger dicken Gürtel, Sie hätten meinen Vater sehen müssen, wie er ihn anbetete, ihn polierte und hütete, Sie hätten alle meine Väter sehen müssen, was für einen Glanz sie in den Augen hatten, wenn ich verhandelte, zwar etwas sagte, aber alles, was man hörte, war »Ich bin wieder lieb, ich bin ab jetzt immer lieb!«.

Ich schreibe: Verzeihen Sie, könnten Sie diese Frage umformulieren, sie impliziert, dass Sie oder mein Leser durchschnittlich sind, aber ich glaube fest daran, dass mein Leser, und wenn Sie so wollen, auch meine Leserin, etwas ganz anderes ist.

*

Nach Kopilica kamen zuerst nur Vater und ich. Eine Hütte – halb Baracke, halb Garage, ein Werkzeugschuppen. Vater war sehr geschickt und handwerklich begabt, weshalb er es ruckzuck in einen lebenswerten Ort verwandelte. Er flickte die Wände, fand in einem verlassenen Haus passende Fensterrahmen und passte sie unseren an, aus der Werft brachte er Gitter mit, die als Wäscheständer dienten, außerdem ein Garagentor sowie eine Eingangstür aus Eisen und Panzerglas mit einem Vorhang an der Innenseite. Den L-förmigen Grundriss schloss er mit Hilfe meiner Brüder und seiner Arbeitskollegen von allen Seiten und baute noch eine Etage oben drauf. Dann kam endlich auch meine Mutter aus dem Dorf, die sich dem Umzug in die Stadt bis zu dem Zeitpunkt widersetzt hatte, da sie wegen einer Rückenverletzung in Invalidenrente gehen musste. Auch Vater war nicht mehr im besten Alter, er war schon fast 60, als ich 13 war, und als er mit dem Haus endlich fertig war und es kurz genießen konnte, kaum fünf Jahre älter. Wie dem auch sei, er ließ

sich nicht entmutigen und fing ohne zu Zögern wieder von vorn an. Kopilica hatte er im Tausch gegen ein Stück gutes, fruchtbares Land im Dorf bekommen, er sagte oft, es sei Manna Himmelsbrot, sein Erbe an uns, und wenn wir klug wären, wenn man sich in der Stadt an diese Einöde erinnern würde, würde es sich mehrfach lohnen. Am schwersten war es, sich an die Züge zu gewöhnen, den Lärm, das Gejaule, den Schmutz, das Schmierfett überall. Ich vermisste das Dorf. Wenn der Stadt in diesen ersten Jahren, in denen er und ich allein waren, und ich oft am Herd stand oder am Wäscheständer mit einem vollen Korb, mal wieder eine seiner üblen Launen über ihn kam, wenn der Teufel Besitz von ihm ergriff und er sich durch die Prügel Luft verschaffte, konnte ich nirgendwohin fliehen. In die Kindheit nicht, da ich keine gehabt hatte, in die Jugend nicht, da sie nicht verheißungsvoll war, aber auch nicht unter einen Zug, da mich auch die Endlichkeit nicht vor dieser unserer Trauer gerettet hätte.

*

Ich war wütend auf alle. Auf meine Mutter, meinen Vater, meine Brüder, meine Schwestern, Lehrerinnen, Lehrer, die Mütter meiner Freundinnen und die Mütter meiner Feindinnen, auf reiche Freunde, arme Freunde, auf die, die es trotz ihrer schlechten Aussichten geschafft hatten und die, die es nicht ertrugen, noch nicht einmal, wenn die Aussichten zu ihren Gunsten lagen. Am wütendsten war ich auf die, die erst in ihren Dreißigern, als ich schon längst abgehärtet war, mit den üblichen Sorgen des Lebens konfrontiert waren (Kündigung, Umzug, Tod der Oma oder des Onkels, Krankheit der Eltern) und diese als Tragödie bezeichneten, sich in die Trauer hineinsteigerten, sie bis zu Angstzuständen und Depressionen perfektionierten und litten, bis alles Schöne an ihnen und ihren Beziehungen ausgerottet war. Diese Menschen kosteten mich am meisten. Zuerst half ich ihnen, dann begann ich zu fliehen. Aber egal, selbst auf der Flucht war ich wütend. Die Wut überschwemmte mich wie jemand anderes die Gier, die Begierde und die Macht überschwemmten. Sie überschwemmte meinen ganzen Körper, machte mein Gesicht rot, meine Hände taub, brachte meine Fersen zum kribbeln, ließ die Narben zwischen den Beinen aufquellen, die ich in den Momenten der Verzweiflung genau so rieb wie jene am Bauch, ich massierte sie und beweinte sie dann einfach nur zornig, damit sie verschwinden. Meine Augen quälte ich manchmal derart mit Tränen, dass die ganze Welt sich verformte, die Gegenstände sich entfernten, die Wände weißer wurden, der Körper jedoch erhalten blieb, jung, klein, mit einer weiteren Chance. Vor langer Zeit fragte mich bei der Beichte ein Priester, was ich von Gott dachte, ob er mir helfen könne, wenn ich mich ihm anvertraute. Ich schwieg. Dachte nach. Unangemessen lange für eine Beichte. Er räusperte sich, um meine Antwort zu beschleunigen. Ein paar Mal. Als ich endlich zu sprechen

anhob, sagte ich: Wie sollte mir denn jemand helfen können, der etwas so Großes und Hilflloses geschaffen hat?

*

Wir schaffen das, sagte Mutter. Ich erkundige mich. Sie erkundigt sich. Ich wollte auf die Abendschule, mein Schritt auf der Straße wurde schneller bei dem Gedanken, etwas in meiner Ferse bereitete sich zum Sprung bei der Idee, dass ich nach der zwölften Klasse studieren könnte!, schreiben könnte!, Kroatischlehrerin werden könnte oder Englischlehrerin! Meine Mutter wollte statt ihrer die Rente meines Vaters beziehen, seine war fast doppelt so hoch, wegen der sechs oder sieben Jahre in Deutschland, die er als junger Putzmann auf einem Flughafen erarbeitet hatte, bevor er in sein Dorf zu Frau und Kindern zurückkehrte. Und dann hieß es noch, mich ins Leben hinauszuschubsen. Ihr fiel eine junge Frau aus dem Dorf ein, die bis zum Abschluss ihres Studiums die Rente ihres verstorbenen Vaters bezogen hatte. Aber wie sollte ich denn auf die Uni kommen mit meinem Realschulabschluss? Ohne Abitur auf der Abendschule würde das nicht möglich sein. Doch die Abendschule kostete Geld. Mutter beklagte sich bei einer Rechtsprofessorin, für die sie je nach Saison Hosen und Mäntel nach Schnitten aus westlichen Zeitschriften nähte. Warum schreibt sie sich nicht an der Abendschule und parallel an der Fachschule für Verwaltung ein, das wäre kostenfrei. An der Verwaltungsschule kann sie sich auch ohne Abitur einschreiben, sagte sie beim Anprobieren der gerade erst geschneiderten Kleidungsstücke und betrachtete sich dabei im Spiegel. Gleichzeitig? Ja, sie wird in die Abendschule gehen und durch die Verwaltungsschule ihren Anspruch auf Halbwaisenrente behalten, etwa 70% der Rente. Wenn sie mit der Abendschule fertig ist, schreibt sie sich an der Uni ein und bekommt die Rente, bis sie 26 ist, beziehungsweise bis zum Ende des Studiums. Gesagt, getan; meine Geschwister ließen mich von nun an in Ruhe, denn ich war ja zu etwas nütze. Nach einer gewissen Zeit fand ich Arbeit in einer Boutique, als Aushilfe, immer bei Bedarf und immer in letzter Minute, was geschätzt und auch gut bezahlt wurde. Die Abendschule konnte ich kaum erwarten, von 19 bis 21h an jedem Werktag und samstags. Die Vorlesungen an der Verwaltungsschule musste ich gar nicht besuchen, und den Studenausweis, den ich mir bereits besorgt hatte, legte ich in dieselbe Schublade wie auch mein Arbeitsbuch. Ich nutzte die Mensabons, um meine Mutter vom Kochen und mich von den Verpflichtungen und den Essensgelüsten zu entlasten. Und so fing es an. So fing ich an. An vier Fronten. Zur gleichen Zeit Oberschülerin, Studentin, Arbeitnehmerin und Rentnerin.

*

Die Gewalt mal beiseite, aber die Angst war unerträglich. Ich fürchtete mich vor der Dunkelheit, vor Geräuschen in der Stille der Nacht, ich fürchtete mich vor flinken, wendigen Gleichaltrigen, vor jeder einfallsreichen, klugen Person, ich fürchtete mich vor Vater, denn er trank, er liebte die Flasche so, wie ihn das Leben nie liebte hatte, genauso wenig wie uns, er nahm sie sogar mit ins Bett, auf den Nachtschrank, wie ein Heiligtum. Ich fürchtete mich auch vor ihm, wenn er nüchtern war, er war unberechenbar, konnte blitzschnell vom Scherzkeks zum Bluthund werden, niemand im Dorf konnte den Gürtel so schnell abschnallen wie er, und wenn er schlug, nur dann existierte er wirklich. Er stöhnte wie ein Tier über mir, haute drauflos, bis seine abgenutzte Schulter ihn mahnte und er nicht mehr konnte, dann setzte er sich hin, zündete sich eine Zigarette an, zog seine lederne Peitsche durch ein Küchentuch, bevor das Blut daran angetrocknet war, machte die Zigarette aus und verließ den Raum. Erst dann durfte ich vom Fußboden aufstehen, ohne zu jammern und weitermachen, was auch immer ich bis dahin gemacht hatte. Ich fürchtete mich auch vor meinen Brüdern, sie waren schon erwachsen und hatten Vaters Temperament geerbt, obwohl er auch sie geprügelt hat. Manchmal zog er einfach nur seinen Gürtel raus, warf ihn einen von ihnen zu und sagte: Los, hau zu. Ich fürchtete mich auch vor ihm, wenn er plötzlich reumütig wurde, mir einen Teller mit Essen hinstellte und sagte, iss, wann willst du denn sonst essen, dein Vater war in deinem Alter immer hungrig, wann immer ihm jemand was hinstellte, und wenn es für den hohlen Zahn war ... wer glaubt schon an Liebe, wenn es doch die Satttheit gibt!

Ich fürchtete mich auch vor mir selbst. Wann immer sich die Besteckschublade in der Küchenkredenz verkeilte und die Messer beim Ziehen heraussprangen, hatte ich die Idee, dass jeder Bluthund einmal sterben müsse, doch in der Wirklichkeit ließ ich niemanden bluten außer mir selbst, mit dem kleinsten Messer, sonntags vor dem Baden, in der Wanne, zwischen den Beinen, denn sie schlugen mich zwar, aber dort schauten sie nicht einmal hin, niemals.

*

Ich wusste schon immer, dass mit mir etwas nicht stimmt, denn ich hatte von klein auf stets das dringende Bedürfnis gehabt, an Orte und zu Menschen zurückzukehren, die mir geschadet hatten. Vielleicht, weil sich in unsere geschlossenen Kreise niemals jemand Drittes, jemand Weiseres eingemischt hat, jemand mit Okular, der jede Wunde heranzoomen würde, die wir im Alltag unsichtbar machten. Wenn mich meine Freunde in der Stadt fragten, wie das denn sei, mit meiner Familie zu leben, wie das denn gewesen sei, auf dem Dorf aufzuwachsen, sagte ich immer nur: Es war schwer, und es gab Momente, die wir umsonst einzufangen versuchten, wie Wasser mit einem Topf unter einem kaputten Dach, doch an diese Momente erinnerten wir uns, wir klammerten uns unerschütterlich an ihnen fest. Zum Beispiel der Duft von frisch gebackenem Brot, das Ausrollen

des Pita-Teigs auf dem Holztisch, die Segnung der Häuser, die Dorfheiligen, die Früchte der Apfelbäume, der Pfirsichbäume und der Nussbäume, das Baden im Fluss, der Duft von Seife auf der Fensterbank über der verzinkten Waschschiüssel, die frische Brise auf dem nackten Rücken, während man sich das Gesicht wäscht, die Achseln, die Reben voller Trauben, Kürbisse von rekordverdächtigter Größe, Mutter, die sich am frühen Abend auf der Westseite des Hauses ausruht, sie ist sonnengebadet und man sieht ihr heruntergekommenes Gesicht nicht, die Hände und auch das Herz, die Vögel singen, sie verkleiden unsere Schreie und unser Weinen, unsere Armut. Und manchmal, wenn der Schmerz aus mir herauszubrechen drohte und verborgen werden musste, sprach ich, als wäre ich Zeugin der Erschaffung der Welt gewesen: Als ich heranwuchs, gab es noch keine häusliche Gewalt, und auch keinen Feminismus, keine Klassenpolitik, keine Ungleichheit, und, wenn Sie so wollen, gab es auch keine Literatur, keine Poesie.

*

Nach dem Abitur ging ich mir ein Arbeitsbuch kaufen. Ich legte es ins Regal neben die leeren Studienbücher, das Papier hatte dieselbe Farbe und dieselbe Dichte, der Einband roch genauso, und obwohl das Arbeitsbuch merklich kleiner war, war die Zukunft mit ihm merklich schwerer. Mit meinen Bewerbungen ging ich wohin auch immer man mich vom familiären Esstisch aus schickte. Mein Bruder hatte gehört, dass eine Handelskette expandiere und Mitarbeiter suche, meine Schwester von einer Bäckereikette, die Leute einstellte, der Schwager so, ja, passt, 100%, ich müsse nur meinen Lebenslauf in das neue Kaufhaus bringen, nach dem und dem fragen und das würde schon klappen. Meine Mutter bekreuzigte sich und sagte, bitte lieber Gott! Lebenslauf. CV. Ze-Vau. So spricht man das doch nicht aus, haha. Man sagt Si-Vi. In meinem Lebenslauf stand mein Vor- und Nachname, Abschluss der Oberschule, Stellen, an denen ich Praktika abgeleistet hatte und Orte, an denen ich im Sommer gejobbt hatte. Es war nicht viel, aber wenn man alles zusammenzählte, hatte ich mit gerade achtzehn schon anderthalb Jahre Berufserfahrung. Vater sagte oft, ein Arbeiter hätte nur eine Aufgabe: zu tun, was man ihm zu tun aufgegeben hat. Ich folgte seinem Rat, aber ... im Gegensatz zu dem eines Schweißers in der Werft war mein Gehorsam unter der Beleuchtung von Einkaufszentren mangelhaft, nutzlos. Ich hätte lächeln müssen, gutmütig sein und fröhlich, mit weißen Zähnen, schlank, gutaussehend, feminin. Du, mit deinen Abmessungen, du bist nicht für den Laden, du nimmst zu viel Raum ein, du bist eher fürs Lager, du bist sogar kräftiger als Goca am Gabelstapler, und Goca ist, er hob die Hände und umarmte die Luft, ein Riese, sagte einer zu mir und warf meine Bewerbungsmappe in den Müll.

*

Vater hatte schon immer Probleme gehabt, mit der Gesundheit wie mit dem Leben, und er hatte sie, sei es durch einen Fehler oder durch Betriebsblindheit, vielleicht einer inneren Logik und ihren Elektroden folgend, längst als untrennbar abgesegnet. Die Kindheit hatte er in Armut verbracht, eine Zeit lang im Ausland gearbeitet, den Beruf des Schweißers erlernt, mit diesem war er in die Werft gekommen und hatte dort bis zur Rente ausgeharrt. Er war mit Abstand der Beste in seinem Fach, sie holten ihn und verlangten auch außer der Reihe nach ihm, zahlten sogar doppelt, aber was brachte uns das schon, wenn er sowieso jeden Pfennig versoff. Wein. Immer dieser Schnurrbart, verziert mit roten Tröpfchen, er leckte ihn erst ab, wenn die Flasche leer war, inspizierte unter der Nase, was er sich bis zum Schluss aufgehoben hatte. Keinen einzigen Tag seines Arbeitslebens hat er nüchtern verbracht, doch war er präzise und vorsichtig, weshalb wir von seinem Tod überrascht waren, vielleicht tief drinnen aber auch nicht. Es kam vor, dass er ohne Schutzmaske schweißte, darin bestand das Geheimnis seiner Einzigartigkeit und der daraus folgenden Fehlsichtigkeit. Er konnte die Länge der Straße nicht einschätzen, pflegte er zu sagen, alles sah aus wie zur Seite geschoben, obwohl es direkt vor ihm war. Eine Brille zu tragen, akzeptierte er nicht, ab und zu holte er sich Kassengestelle, die er mit besonderer Lust gegen die Wand knallte, wenn einer von uns ihn durch etwas genervt hatte. Die letzte ruinierte er etwa zwei-drei Tage vor seinem Tod. Und er starb, wie er auch lebte, brutal. Ein Güterzug zerteilte ihn langsam und mit dem tn-tn-tn-Geräusch eines jeden Waggons, der Zug verursachte Störungen an unserer Fernseh-Antenne, wir waren sauer, dass er so lange vorbeituckerte, ausgerechnet, als wir unsere Serie sehen wollten, störte er den Empfang, erst spät in der Nacht erfuhren wir, das darunter unser Vater gelegen hatte, tot, besoffen.

*

Oh, wie sehr ich es mochte zu lesen! LESEN. Als es zu den Tageszeitungen Bücher als Beigabe gab, sammelte ich sie, eins nach dem anderen, brachte sie mit ach Hause, manche kaufte ich, andere hatte ich als beschädigt verbucht, während man mir die Warenretouren beibrachte, wieder andere bekam ich von Kolleginnen und Chefinnen geschenkt, von Drucksachen-Zustellern. In den Pausen beim Praktikum schauten sie mir immer beim Lesen der Bücher zu, und niemand machte sich je darüber lustig. Auch in der Schule wurde ich besser, meine Kroatischlehrerin bemerkte, dass die Sprache in meinen Aufsatzheften besser wurde und ich kaum noch Rechtschreibfehler machte, sie bemerkte auch, dass ich die Silbentrennung korrekt beherrschte und fragte mich, wo ich das gesehen hätte und von wem gelernt (von ihr konnte ich es nicht haben, denn in der Fachschule unterrichtete niemand Grammatik oder Rechtschreibung, nur Literatur), und so prahlte ich bei ihr mit meiner Liste gelesener Bücher und damit, dass ich die durchgehend korrekte Vorgehensweise

bei der Worttrennung bemerkt hatte. Meine Ausdrucksweise hatte sich auch verbessert, ich sprach deutlicher, fast gelehrt, ich hatte eine Spur von Wortgewandtheit angenommen, wie man sie nur selten in unserem Schulhof antraf. Die Lehrerin meldete mich bei einem Wettbewerb des Kroatischen Schriftstellerverbands an. Die Aufgabe lautete, eine Romanbiographie von Tin Ujević zu schreiben. Den Preis bekam ich nicht, doch bekam ich ein Lob und eine Fahrt nach Zagreb auf Kosten der Schule. Vielleicht war ich genau dort, auf dem Zagreber Bahnhof, in dessen aufgerissenen Mund sich der Mond wie eine dicke runde Zunge hineindrängte, zwischen den Büchern des Verbands, beim Spaziergang durch die Oberstadt, bei der Begegnung mit Zagorka, Goranka und Zagorka Aug in Aug, zum ersten Mal mit einem Leben in Berührung gekommen, das so viel größer war als das, was das Leben für mich bereithielt. Woher sonst hätte ich den Wunsch haben sollen, eines Tages Schriftstellerin zu werden? Und mit dieser Absicht nach Hause zurückzukehren, in unser schäbiges Häuschen in Kopilica, um diesen Wunsch meinem fast schon eingeschlafenen Vater vorzubringen, der lediglich mit zusammengebißenen Zähnen Mutter, die übers Wochenende zu Hause war, anzischte: Kümmer du dich darum, es wäre ja schade, wenn ein Vater so ein großes Mädchen verprügeln müsste.

*

Drei Monate bekam ich kein Auge zu. Die Hausärztin hatte mir ein Rezept für Bromazepam gegeben, aber das hatte ich mir nur einmal abgeholt. Den angefangenen Blister warf ich in den Müll. Nächtelang starrte ich an die Decke, auf der Schatten von Bäumen waren, ich weinte erst stärker, wenn der Güterzug vom nahegelegenen Bahnhof lospolterte, der die ganze Gegend aufscheuchte und mich ins Klo schickte, wo ich die eitrigen, entzündete Narbe wusch. Erste Klasse Grundschule: 48 Kilo. Fünfte Klasse: 103 Kilo. Achte Klasse: 145 Kilo. Oberstufe: Auch die Waage hat ihre Grenzen. Brot, gebt mir Schmalzbrot, Schmand, Butter, gut nachgesalzen, gebt mir gebratene Nudeln, große Tüten Erdnussflips, gebt mir Öliges, Angebranntes, Überzuckertes, gebt mir genug von allem, reichlich. Und dann haute es mich um, erstes Studienjahr, Besuch beim Endokrinologen wegen meines Bartwuchses von Schläfe zu Schläfe, wegen polyzystischer Eierstöcke, Bluthochdruck ... und um überhaupt für jemanden begehrenswert zu sein. Das Aufwachen aus der Narkose war schwer, der Bauch bandagiert und die versprochene 70-cm-Narbe war da, statt der Haut, die sich im Gegensatz zu den Kilos nicht wegwerfen ließ. Es gab noch etwas. Einen Fehler. Etwas war falsch gemacht worden. Denn ich fühlte meinen Bauch unter dem Bauchnabel nicht mehr und sah meine Vagina nicht mehr, nur eine Schwellung, aus der, wenn ich sie wie Teig dehnte, die Klitoris hervorlugte, ein Prolaps in den Unterleib, in den Wahnsinn. Der plastische Chirurg im Krankenhaus stahl sich aus der Verantwortung, ohne das Geld zu erwähnen,

das ihm dafür gezahlt worden war, mich über Beziehungen direkt dranzunehmen, er erfand eine Diagnose, um mich und seinen Nebenjob zu decken. Als ich eine zweite Meinung suchte, schickte er mich zu Kollegen, die mich überzeugten, dass er ein guter Handwerker sei, ich jedoch verrückt. Niemand wollte mich mehr aufnehmen oder anhören. Drei Monate lang schlief ich nicht, versteckte mich auch vor meinen Brüdern, Schwestern und meiner Mutter, die nichts mehr mit mir zu tun haben wollte, weil sie mir nicht helfen konnte und alles andere uns zur Schande gereichen würde. Besonders erinnere ich mich daran, wie ich vom Arzt verlangte, einzugestehen, dass etwas völlig schiefgelaufen war – als ich ihn ins Wartezimmer der Ambulanz zerrte, vor allen die Hose herunterließ und brüllte: »Und dafür haben Sie studiert? Sie sind Metzger, kein Arzt! Wie sollen wir uns jemals davon erholen?« Ich saß im Büro der Assistentin an der Uni, um mich von der Prüfung abzumelden, denn mein Kopf funktionierte nicht mehr, der Schmerz hatte ihn völlig in Beschlag genommen. Sie fragte mich, was los sei, und ich konnte es ihr nicht sagen – vielleicht aus Scham, weil man dort, wo ich herkam, nur kurz vor dem Tod oder bei kaputtem Rücken operierte, vielleicht weil ich völlig in Tränen erstickt war, wegen meines in Entsetzen verzerrten Gesichts, während sie mir die Hand auf die Schulter legte und leise sagte: Es wird gut, es wird gut. Alles wird gut. Lassen Sie einfach Ihren Tränen freien Lauf.

*

Wie bist du denn, Leserin?, fragte mich der Schriftsteller an der Wursttheke, zwischen dem Kreischen der Wurstschneidemaschine und während mein Herz in den Boden gepresst wurde, unter den Motor des Kühlschranks, zwischen die Ventilatoren, von wo sich niemand das erschreckte Herz herauszuholen traute. Ich schloss das Buch. Ich trug es aus dem Laden, unter den Rockschoßen versteckt wie ein Geheimnis, voller Angst vor einer gleichzeitig so intimen wie direkten Frage vor dem Einschlafen, im Bett, das Gesicht bereits mit Reinigungslotion und Creme für pubertierende Haut versorgt, die Hände mit Creme für reife, trockene und rissige Haut.

Wie bin ich denn, Schriftsteller?, erwiderte ich ohne wahre Absicht, mich auf eine Antwort einzulassen und das Buch bis zu Ende zu lesen, um mir selbst nicht etwas über mich zu offenbaren, mich selbst nicht zu erschrecken, denn ich habe viele Menschen kennengelernt, die sich vor etwas in sich selbst erschreckt haben, sich verschlossen haben oder völlig wild geworden sind.

Wie bin ich denn, Schriftsteller?, fragte ich ihn, sag du es mir, und während du es mir sagst, sei vorsichtig, sei zärtlich, denn dort, wo ich bin, muss man den Kopf senken, knien, sich selbst verzeihen, um überhaupt gesehen zu werden.

Wie bist du denn, Leserin?, fragte mich der Schriftsteller zwanzig Jahre später, in meiner kleinen Mietwohnung, in der winzigen Küche, die wohl kaum einen guten Eindruck auf ihn hinterließ. Wie bist du denn wohl, Leserin?, wiederholte er.

So bin ich. Kämpferisch. Stark. Zärtlich. Hart. Dickköpfig. Groß. Als ich mich endlich getraut und mich selbst erschreckt habe, selbst gelernt habe, bin ich auch völlig wild geworden. In die Liebe, die Nähe, in meinen Körper.

Wie bin ich denn, fragst du mich nun, Schriftsteller, während ich mich anschicke, umzublättern. Ich werde es dir sagen, ohne Vorbehalte und ohne die Finger in der Hosentasche zu kreuzen: Mir tut nichts mehr weh. Niemand kann mir mehr was anhaben. Ich lebe.